

Als ich Anfang der Woche die „Süddeutsche Zeitung“ in die Hand nahm, erweckte gleich auf der Titelseite ein Beitrag meine Aufmerksamkeit. Gut, das ist jetzt nicht wirklich verwunderlich, dass eine Zeitung mit Themen aufmacht, die besonders interessant und relevant sind und deshalb erst einmal Aufmerksamkeit erregen. In dem Fall war es aber ein Thema, bei dem es mich überraschte, dass man ihm diesen exponierten Platz einräumte. Der Beitrag war getitelt mit „Die Kraft des „Wow!“ – Ehrfurcht kann helfen, ideologische Gräben zu überwinden“. Ich blieb am Wort „Ehrfurcht“ hängen. Da kam ein Begriff vor, der mir irgendwie aus der Zeit gefallen schien. Vor einem halben Jahrhundert konnte man einen Charterfolg landen, wenn man von „Ehrfurcht vor schneeweißen Haaren“ sang. Unvorstellbar heute. Wer redet, geschweige singt denn heute noch von Ehrfurcht?

Gut, in der Kirche ist immer wieder mal davon die Rede und in alten Kirchenliedern wird davon gesungen. Meistens geht es da um Ehrfurcht vor Gott. Um den geht es dem Autor des SZ-Beitrags nicht – zumindest auf den ersten Blick. Er beschreibt vielmehr das Ergebnis von Forschungen. Dabei kam man zur Erkenntnis, dass, „wer Ehrfurcht empfindet, ..., Demut vor etwas unbegreiflich Großem [empfindet]. ..., dass das Gefühl der Ehrfurcht dazu verleitet, Gemeinschaft zu stiften und in politischen Gegnern den Menschen zu sehen. ... Es verbindet, gemeinsam vor einer Kathedrale oder einem Bergmassiv zu stehen und sich unbedeutend zu fühlen. Selbst wenn über wesentliche, identitätsstiftende Themen ansonsten aggressive Uneinigkeit herrscht: In einem Dom schreit sich niemand an.“ (Sebastian Herrmann. SZ vom 15. Februar 2021).

Wie gesagt, nur auf den ersten Blick hat das, was der Autor schreibt nicht, nichts mit Gott zu tun. Aber unversehens ist er doch ins Spiel gekommen – nicht nur, weil sich in einem Dom niemand anschreit, sondern weil die Bereitschaft, im politischen oder wie sonst auch immer gearteten Gegner den Menschen zu sehen, der erste Schritt ist, in ihm den Nächsten zu sehen, den Bruder, die Schwester, das Geschöpf, das von Gott mit der gleichen Liebe geschaffen und der gleichen Würde ausgestattet wurde.

Einer, der das in vorbildlicher Weise beherzigt und gelebt hat, ist Albert Schweitzer. Von ihm ist in diesem Zusammenhang ein berühmtes Zitat überliefert: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Diesen Worten liegt der Grundgedanke Albert Schweitzers zugrunde, der sich kurz und knapp zusammenfasst mit „Ehrfurcht vor dem Leben“. Und diese Ehrfurcht vor dem Leben umfasst tatsächlich alles Leben, nicht nur das menschliche. Was ich wirklich faszinierend finde ist, dass dieser Gedanke schon bei Albert Schweitzer als Kind auftauchte. Er erweiterte nämlich sein Abendgebet um den Zusatz: „Lieber Gott, schütze und segne alles, was Odem hat, bewahre es vor allem Übel und lass es ruhig schlafen.“ Er war ein religiöser Mensch, Sohn eines Pfarrers, hatte u. a. Theologie studiert. Und er machte Ernst mit dem Auftrag, Verantwortung zu übernehmen für die Schöpfung, die uns anvertraut ist. Wenn jemand ihm gegenüber die Meinung äußerte, es gäbe nun mal Böses und Unheil in der Welt, da könne der einzelne Mensch nichts ausrichten, trat er dem entschieden entgegen. Das hielt er schlicht und ergreifen für „falsch und feig ... Über das, was der Einzelne ausrichten kann, täuscht man sich. Er vermag mehr, als man meint.“ (zitiert nach Arnd Brummer, chrismon plus, August 2015) Sein konsequentes Handeln, immer auf der Grundlage der Ehrfurcht vor dem Leben, brachte ihm 1952 den Friedensnobelpreis ein und lässt ihn bis heute ein Vorbild sein im Glauben und Handeln. Manche meinen sogar, würde es im Protestantismus so etwas wie die Heiligsprechung geben, wäre Albert Schweitzer ein Kandidat dafür.

Es ist gut, dass er ein Vorbild ist, denn es braucht auch heute immer noch Menschen, die konsequent Ehrfurcht vor dem Leben bezeugen. Will man dem Autor des eingangs erwähnten SZ-Beitrags Glauben schenken – und ich persönlich tue das – braucht es sogar viele, denn Herrmann schreibt: „Jedoch werfen die Ergebnisse ein Schlaglicht darauf, dass es uns derzeit an Momenten kollektiver Ehrfurcht mangelt. Stattdessen lassen einen die aktuellen Schlammschlachten vor Abscheu staunen: Rechte wie Linke vergiften die Debatte und bezichtigen einander voll Bigotterie, die Debatte zu

vergiften. Unbarmherzig dreschen Nationen im Namen ihrer Version des Guten aufeinander ein. Was könnte dagegen gemeinsame Ehrfurcht wecken?“ (Sebastian Herrmann. SZ vom 15. Februar 2021)

Was könnte gemeinsame Ehrfurcht wecken?

Ich finde, das ist eine schwierige Frage.

Wenn wir darauf eine Antwort haben, sind wir dem Reich Gottes einen großen Schritt näher gekommen.

Näher kommen wir ihm aber auch mit kleineren Schritten.

Einer davon könnte sein, dass jede und jeder Einzelne es versucht, Ehrfurcht vor dem Leben zu haben – Respekt, Achtung, Wertschätzung zu zeigen.

Und wer jetzt den Eindruck haben könnte, die Ehrfurcht vor Gott käme zu kurz, irrt. Er ist immer mit dabei, hat er doch alles geschaffen. Dem Leben mit Ehrfurcht begegnen, heißt Ehrfurcht haben vor seiner guten Schöpfung.

Vielleicht ist das ja auch eine Idee für diese Fastenzeit.

Und vielleicht mag uns ja der Satz Albert Schweitzers Inspiration, Begleitung, Impuls zur Meditation, Orientierung sein: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das Leben will.“

Eine gute Zeit wünscht Ihnen und Euch

Ihre/Eure Pastoralreferentin Maria Gleißl

**P.S.: Und nicht zu vergessen: Menschen, die sich in Ehrfurcht begegnen, oder ehrfürchtig voneinander denken und reden, lassen hoffen, dass sich Ereignisse wie z. B. vor einem Jahr in Hanau nicht wiederholen.**